

LILII BOREA

Ursula Balser

Performance

Theatre

New Romancer

NAUTISCHE DÄMMERUNG

Sehr weit nördlich

Auf der Landstraße, die Heizung maximal aufgedreht, das Haar noch nass vom Schweiß der Nacht.

Ein Adler schwebt über mir, ohne auch nur ein einziges Mal mit dem Flügel zu schlagen, ohne auch nur das geringste Geräusch.

Neulich sah ich ihn im Wipfel des höchsten Baumes auf der eingefrorenen Seelandschaft vor meinem Fenster. Mit sicherem Blick in düsterer Nacht.

Jetzt fliegt er über die Erde und zieht seine Kreise weit in die Zukunft.

Mitten im Eis halte ich an und steige aus.

Meine Kleidung: Weiß, weiß mit einer Spur Grau, Stoff, der schon mehrfach gewaschen wurde und der den gebrauchten Bettlaken billiger indischer Hotels gleicht.

Die Hose oben weit wie die Hose eines Reiters und ebenso schmal nach unten zulaufend, passend für die Stiefel, an der Seite der Wade Knöpfe zum Verschließen bis hin zum Knie.

Die Haare hochgesteckt, weiß-blond, wie eine Perücke.

Schwarzer Gürtel in der Taille, etwa acht Zentimeter breit, dessen Enden lang nach unten bis auf den linken Oberschenkel fallen.

Die Oberkleidung enganliegend, vom Stoff her identisch mit der Hose, seitlich über dem Herzen schräg zugeknöpft, wobei der Verschluss von der Mitte des Gürtels bis hin zum linken Schlüsselbein verläuft; ebenfalls Knöpfe am

enger werdenden Teil der Ärmel.

Schwarze, lange Handschuhe mit Stulpen, die über die Handknöchel reichen.

Ich sehe ihm nach, solange ich kann. Die weite Landschaft geht in den Himmel über, turnergrau, eine Spur von Blau. Die Wolken fließen ineinander. Ohne Grenzen. Einzig ein kleiner schwarzer Punkt auf der schmalen Linie unterhalb des Horizonts. Jetzt halte ich, lege das Gewehr an, eine Jagdflinte, schmal, schwarzbraun, glänzender Holm, lang. Das Ziel im Visier. Schussbereit.

2

Fluss

Meine eigentliche Wohnung liegt in einer kleinen Straße in einer großen Stadt. Die Straße ist schön, ich finde sie schön. Die Häuser wurden fast alle zu Beginn des zwanzigsten oder des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts gebaut. Dicht an dicht, mit vielen Stockwerken, aber großen und hohen Fenstern und aufgrund der Höhe geräumigen Zimmern. Die Türen in diesen Räumen sind massiv, ebenso die Böden aus Holz. Aber ich will nicht von meiner Stadt sprechen, sondern von mir, damit du mich kennenlernen kannst. Am liebsten gehe ich die Straßen entlang, in der nicht zu heißen Sonne. Sobald ich das Haus verlasse, fühle ich mich frei. Dann laufe ich die Straße hinunter, gleich rechts, oder ich überquere sie und schlage den Weg in die Stadt oder zum Fluss ein, vorbei an den kleinen Vorgärten, einer mit einem riesigen Magnolienbaum, dessen Blüte so zeitig im Frühjahr beginnt, dass man sie manchmal

versäumt, weil man sich noch im Winter wähnt. In diesem Haus habe ich zum zweiten Mal im Leben eine Heimat gefunden. Als ich dort einzog in die Wohnung im dritten Stock, saß ich in der Mitte des zentralen Raums auf einer Kiste, sonst war nichts in dem Raum, und blickte auf die Straße, deren Verlauf man genau sehen konnte. Durch den Blick in die Ferne entstand eine Großzügigkeit und damit Möglichkeiten, wie man sie zuzeiten empfindet, wenn man losgelöst ist von der Sorge des allgemein Alltäglichen. An den Wänden der Räume waren uralte Tapeten mit Blumen, vergilbt beziehungsweise verblichen, nicht schmutzig oder zerrissen. Die vielen Bewohner der Vergangenheit.

Die Holzdielen waren dunkelrot angestrichen. So viele Male habe ich später in der Tür dieses Zimmers gestanden. Und immer wieder voller Bewunderung. Über das hereinfallende Licht durch Fenster an zwei Wänden, die in einem Winkel von hundertfünfundvierzig Grad zueinanderstanden. Trotz der heruntergelassenen Bambusjalousien und der äußeren Rollläden aus Aluminium. Der Raum hatte bis auf einen keine Neunziggradwinkel. Obwohl es ein Eckzimmer war. Einer der Wege draußen führte in einen etwa vierhundert Meter entfernten Park. Ich habe Sehnsucht nach meiner zweiten Heimat, im Grunde war meine zweite Heimat immer die einzige je wirkliche Heimat. Überall sonst fühlte ich mich nicht zu Hause.

3

Südlich, südöstlich

Die Erde von einem Satelliten aus. Eine Reise, die so ist, als dächte man sie, und sie geschieht einfach, ohne Mühe,

ohne Fahrzeug, in der Distanz. Die Konturen der Länder sind zu sehen, das Wasser blau und grün die Wälder, durchquert von adrigen Straßen, schwarzen Bahnlinien, schneeigen Gebirgszügen. Mein Ziel ein mehrstöckiges Gebäude im mittleren Osten. Die Wände sind im hellen Ocker der orientalischen Häuser gehalten, auch insgesamt gleicht die Architektur der der nahöstlichen Länder.

In einer großen Halle, die beinahe das Innere einer Welt sein könnte. Die Decke weit oben, sodass das Hallenartige mehr gewusst als da ist. Vom Gefühl her ist dennoch eine Begrenztheit spürbar.

Der Boden ist ungewöhnlich, nicht fest, sondern eher wie Lava, die langsam erkaltet, oder einer erdigen Schlacke mit wässrigen Zwischenzonen ähnlich.

Zum Hintereingang kann man hinaus. Auf ein Feld. Es gehört einer Frau, so heißt es, die heilsame Pflanzen anbaut. Um das Feld herum in Abgrenzung zu anderen Äckern, also auch eingebettet in eine Landschaft, ist ein kleiner Trampelpfad, den man benutzen kann, ohne das Stück Land zu betreten. Die Pflanzen darauf, weich und weiß, bilden eine Schicht, fein gesponnen, die den Boden zudeckt, ohne ihn gänzlich zu verhüllen. Deutlich erkenne ich, dass er fruchtbar und erdig ist. Die geringe Größe der Pflanzen verwundert, sollten es doch Kamillenblüten sein, gelb und üppig, nicht milchig weiß und flach. Aber hier und da sieht man eine herausragen, sie sind also da, nur anders als gedacht. Die Frau, der das Feld gehört, weilt in einiger Entfernung. Am Ende des Ackers steht ein Bunker, der weit über das angrenzende Land hinausragt, mit kleinen Fenstern ohne Glas. Tatsächlich erscheint sie an einer der glaslosen, finsternen Öffnungen, ruft mir zu und eilt mir dann mit wehendem Haar entgegen.

LILII BOREA

Carlos

Jeden Morgen arbeite ich vier Stunden. Danach mache ich eine Pause, sitze jedoch meistens in meinem schwarzen Sessel und begutachte die Ergebnisse. Es dauert eine Zeit, bis ich zufrieden bin. Tatsächlich will ich nicht lange an einem Bild arbeiten, mir kommt es gerade auf die Einfachheit und Zufälligkeit an und jeder Pinselstrich oder jede aufgetragene Farbe, jede Platzierung und Inszenierung sind Willkür und dem haften etwas Gezwungenes und Künstliches im schlechten Sinne an.

Das Gewollte sticht hervor. Aber es ist unmöglich, etwas nicht zu wollen, es einfach sein zu lassen. Ich kann die Farbe aufs Bild werfen, sie mit einem Lineal oder sonstigem verschieben, zerfließen lassen, das Bild in den Regen stellen, sodass es dadurch verändert wird oder durch Tiere, die zufällig vorbeikommen und es berühren oder verkratzen, das erstbeste Material nehmen, Momente zufällig herausgreifen und festhalten, mich in jeder Weise beschränken oder Dinge bulimisch aufhäufen, alles verwischen, sodass es verschwommen und unscharf wird, oder zerstören. Ja, schon die kleinste ordnende Geste verdirbt das Ganze.

Aber darum geht es auch nicht. Warum überhaupt ein Bild? Je länger ich Maler bin, umso schwieriger wird es für mich, darauf eine Antwort zu geben. Weil es zeigen kann, wie man sieht. Weil das anders ist als das, was andere

sehen. Weil man seine Gedanken darstellen kann. Weil man Freude an Formen oder Farben hat. Wirklich gab es Zeiten, in denen ich mich einfach nur für ein bestimmtes Gelb oder Rot begeistern konnte. Die aufgetragene Farbe, und zwar jede, erschien mir so außerordentlich, dass ich über Tage damit beschäftigt war, ein verwässertes Blau, einen Hauch von Grün, Nuancen von Weiß, das helle, das mittlere, das dunkelste Grau oder Schwarz zu betrachten, in diesem oder jenem Licht, und immer wieder hinlief, auch mehrmals in der Nacht, um das Bild anzusehen. Dieser Zustand war dem der Unzufriedenheit völlig entgegengesetzt. Ich empfand reine Freude. Auf meinem Foto sieht man im Hintergrund noch Reste von Farbexperimenten dieser Zeit: Skizzen von Tälern, Bergen, Flüssen.

Ein Übermalen, dick aufgetragene Farbe, Korrekturen verursachten mir Magenschmerzen. Das hatte nichts, gar nichts mit dem Ergebnis zu tun.

Egal wie, ich sitze jedenfalls jetzt da und zermartere mir den Kopf.

Gleichzeitig empfinde ich eine große Freiheit in der hohen Halle mit den riesigen Oberlichterfenstern, den Metalltüren zum Hof, der alten Fabrik dahinter, auch wenn nur noch wenige Teile stehen.

2

Altair

Ich lebe vollkommen allein. Am Abend fahre ich mit dem alten Aufzug in meine Etage. Zum Glück konnte ich dieses

Appartement mieten, zwar klein, aber ich kann es gerade noch bezahlen.

Unter mir liegen die unzähligen finsternen Stufen der Stadt, soweit das Auge reicht. Wenige Fenster sind erleuchtet, kaum jemand hat noch Zugang zu den energetischen Reserven.

Über die steilen Wege wandern Tiere, sie laben sich an der menschlichen Wärme, als ob sie nicht wüssten, was ihnen droht. Wenn ich kann, begleite ich einen der heimatlosen Hunde. Niemand will sie mehr haben. Sie sind zu einer Last geworden. Niemand kann es sich leisten, die Nahrung mit ihnen zu teilen. Im Gegenteil. In bestimmten Vierteln fallen die Menschen über die Hunde her und essen sie auf, rohes Fleisch, sodass man häufig die ausgeweideten Kadaver findet. Meine Hunde sehen mich an bestimmten Tagen von der Seite an, wären es Menschen, würde ich sagen, tief gedemütigt, todtraurig, lebensmüde.

Ihr Blick ist kaum zu ertragen. Ich fasse sie dann am Rücken an, obwohl das Fell verdreckt ist und unter dem Dreck meist eitrige Wunden sind.

Wir gehen ein Stück und dann kann ich mich nicht entscheiden, sie zu verlassen, sie in der schwarzen Nacht zu wissen. Ich höre ihr verzweifelter Klagen und sie erinnern mich an einen Freund, der mit seiner Gedächtnislosigkeit in einer psychiatrischen Abteilung landete. Rings um die Wahnsinnigen und Alten, die kaum sitzen, geschweige denn essen konnten, alle in einem kläglich kahlen, gottverlassenen Raum mit den angewiderten Gesichtern der Pfleger. Er wusste nicht mehr, wer ich war, aber er war ruhig, solange ich neben ihm saß, und ich ließ ihn dann trotzdem zurück, weil ich glaubte, gehen zu müssen, oder vielleicht auch angesichts der Nacht und des Elends tatsächlich nach

Hause musste. Wie hat mich sein entsetzliches Schreien verfolgt, sein Elend, über das er noch nicht einmal sprechen konnte.

Auch die Hunde bellen nicht, dazu sind sie nicht mehr imstande.

Sollte ich wenigstens einen von ihnen zu mir holen? Aber welchen?

Sie fürchten sich und ich mich auch. Menschen laufen herum und sind außer sich in ihrem Zorn. Sie haben es verlernt, sich und den anderen zu vertrauen, nichts ist geblieben als der Hass, der in ihren Augen glimmt und von dem sie selbst gar nichts mehr wissen. Sie haben sich vollständig verloren.

Blind wüten sie mit ihren Macheten und Messern oder, da die meisten gar nichts mehr haben, mit Stöcken und Gesteinsbrocken, die sie hintereinander herwerfen. Wie marodierende Kinderbanden.

Ich flüchte dann in die schmalen Gassen zwischen die gewaltigen zerfallenden Stadttreppen.

Das nächste Mal werde ich einen der Hunde mitnehmen.

Die Toten liegen in den Straßen neben den abgefressenen Hundeskeletten. An einigen Tagen kommt ein Wagen vorbei, so ein mittelalterlicher Handkarren, gezogen von einem zerlumpten nichtidentifizierbaren Mann, der aufräumt und furchtbar erschöpft ist.

Dann wieder laufen immer noch Leute mit Transparenten herum und sind gegen irgendwas, wollen ihre Freiheit von irgendwem, lange, lange nachdem es niemanden mehr gibt, von dem etwas zu wollen ist.

In ihnen steckt ein tiefer Gräuel. Wut, Ablehnung, Hass gegen sich selbst, gegen das eigene tiefempfundene

Versagen, schon immer gegen sich selbst, nur dass sie es nicht wahrhaben wollen.

Die Transparente sind zerfetzt, alt und vergilbt, man weiß nicht, was mal darauf gestanden hat.

Aber sie brüllen die Botschaften noch. Wenn auch wenig verständlich. Einige ermorden ihre Familien im Wahn, knallen alle ihre Kinder ab, ersticken die eigenen Frauen, klagen ihr Leid vorher, als gäbe es sonst keins, drangsaliieren andere. Der Tod ist dann das Ende des Größenwahns. Überhaupt ist das Belästigen der anderen zum wesentlichen Zweck ihres Lebens geworden. Sie bespitzeln sich und unter dem Deckmantel der angeblich eigenen moralischen Integrität, die alles andere als das ist, spielt sich jeder in seinem kleinlichen alltäglichen Rausch auf, blafft andere an, schreit ihnen hinterher, stellt sich vor deren Türen und Fenstern auf, versperrt den Ausgang, mit den Kindern, die Parolen brüllen, in ungeheurer Dreistigkeit und Gehässigkeit. Die Kinder infiltriert, von ihren Müttern gedrängt, müssen sich trampelnd und schreiend bei jedem kleinsten Anlass in obszöner Dummheit und Aufdringlichkeit prostituieren und zur Schau stellen. Jede Form von notwendiger Distanz und Höflichkeit ist ihnen abhandengekommen.

Ein gewaltiges Fest feister Selbstherrlichkeit.

Denen, die aus all dem einen Ausweg suchen, einen, den man sich dachte in den uralten Erzählungen oder der großen Zeit der Humanität, bleibt nichts. Wenn sie auf die Straße gehen, werden sie eins mit dem Mob. Die Mittel zur Erlangung von Freiheit und Menschlichkeit sind besudelt und verbraucht.

Weh den Hunden.

Ich muss jetzt noch nach unten gehen und wenigstens den einen retten, den, der sich immer vor den Eingang schleicht.

Wieder zum Aufzug und durch die Belagerung.
Den üblen Gestank des Hasses, der giftigen Zurufe.

An der Ecke steht er, mit offenen Wunden am ganzen Leib.

3

Imaai

Was ich bin? Wer? Und wo?

Es wechselt von Stunde zu Stunde, bisweilen ist es auch gleich für Jahre.

Jetzt jedenfalls bin ich in einem weit reichenden langen Kanal, der eigentlich eine Landschaft ist. Vielleicht ist es auch ein Zug, der wie eine Landschaft aussieht. Am Ende des Tunnels sind Bilder, wechselnde Szenen.

Eine schöne Frau, die meine Mutter sein könnte, zieht sich einen blauen Bademantel an, erhebt sich von ihrem Lager direkt am Boden. Weiche Decken, Matratzen, Felle.

Sie wendet mir den Rücken zu und trinkt ein Glas kaltes Wasser. Vielleicht schaut sie dabei in einen großen Spiegel an der Wand.

Ich bin auf der rechten Seite. Schlage dort einen Mann brutal zusammen. Immer wieder ins Gesicht, bis er blutend zu Boden fällt. Er hat etwas Übles gesagt. Über eine Frau oder ein Kind.

Ein Flugplatz. Im hinteren Teil eines Flugzeuges, ein Riesenjet, tief über dem Boden, rund um dunkle Nacht mit vielen glänzenden Lichtern. Stadt, Flughafen, Leben.

Das Flugzeug wird gleich starten, ich sitze in der letzten Bank. In den mittleren Reihen räkeln sich Stewardessen und denken gar nicht daran, sich um mich zu kümmern, weiblich hin geschmiegt in die Sitze, zu zweit. Sonst ist niemand mehr im Flugzeug, ich bin nicht angeschnallt und das Flugzeug startet schon. Die Begleiterinnen denken über die Gefahr eines Absturzes nach, ziemlich laut, ich versuche die Schnallen der Gurte zu schließen, finde aber in der Eile zunächst nicht die zueinanderpassenden Enden. Ganz in letzter Minute gelingt es doch noch. Aber neben uns, wie von den Stewardessen vorausgesagt, stürzt ein Flugzeug bei seinem Start mit der Nase nach vorne ab, brennt, wir rasen vorbei, zunächst durch den engen Tunnel, fliegen also noch gar nicht, haben noch Bodenberührung und sichere schützende Wände links und rechts. Aber dann heben wir ab, absolut steil nach oben, gen Himmel, viel zu hoch, viel zu waghalsig, in letzter Sekunde bringen wir das Flugzeug in die richtige Bahn, beinahe zu spät, aber es fliegt, es bewegt sich richtig.

Nach der Landung im Flughafen. Ich bin ein junger Mann. Auf jeden Fall an einer Glastür. Eine Frau kommt auf mich zu mit enganliegendem Pullover, wie ich selbst einen trage, will meine Ausweispapiere sehen, die ich nicht habe, ihre Beine sind dünn, verziert mit nicht lesbaren Zeichen. Sie passen nicht zu ihrem Gesicht, wir aber passen zueinander, ihr Becken klingt an das meine an, berührt, ergänzt, sie verzichtet auf die Papiere, schon deshalb, weil sie auch selbst keine hat, die sie mir vorzeigen könnte, wir verlassen das Gebäude, Körper an Körper.